

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 60 (1956-1957)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Romanze in Marseille. Teil 8  
**Autor:** Kilian, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-661797>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Romanze in Marseille

Sie lachte wieder, erheitert über seinen Unge-  
stüm, über seine hölzerne Ausdrucksweise, über  
seine leidenschaftliche Zudringlichkeit.

«Nur fünf Minuten?» sagte sie amüsiert. «Wie  
bescheiden Sie sind. Vielleicht fünf Minuten ...  
aber ich weiss wirklich nicht, ich kann nichts ver-  
sprechen ...»

«Sie kommen doch, nicht wahr? Sie müssen mir  
nichts versprechen, nur sagen, wo ich warten  
darf? Ja, ich bin bescheiden, ich möchte beschei-  
den sein — nein, eigentlich bin ich nicht be-  
scheiden ...»

Sie horchte plötzlich angstvoll auf, wurde un-  
ruhig. «Ja, vielleicht morgen, vielleicht um fünf...»  
Sie zögerte unschlüssig, blickte ihn mit weit geöff-  
neten Augen an. «Nein, es geht wirklich nicht!»

«Simone, wo bleibst du!» wurde oben gerufen;  
es war die Stimme der Mutter.

«Ich muss hinauf!» Sie flüsterte hastig: «Viel-  
leicht um fünf, um fünf auf der Place de la Bourse,  
aber ich kann nichts versprechen, wirklich nicht!»

Sie huschte weg. Er schaute ihr hinterher nach.  
Er sah sie die Treppe hinaufsteigen; noch einmal  
blickte sie zurück und winkte ihm zu.

Er atmete tief und blickte verwirrt vor sich hin.  
Dann ging er auf die Strasse hinaus, merkwürdig  
ekstatisch und berauscht.

«Nanu», empfing ihn Frank neugierig, «mir  
schwante doch was. Nicht übel. Hast du Feuer ge-  
fangen? Da staunt der Laie und der Fachmann  
wundert sich. Na, sowas hätte ich dir nicht zuge-  
traut. Und einen schlechten Geschmack hast du  
auch nicht — ein reizendes Mädel ...»

«Um fünf auf der Place de la Bourse», memo-  
rierte Martin und hörte kaum, was der Deutsche  
sagte. «Um fünf auf der Place de la Bourse. Wird

sie kommen? Sie wird nicht kommen! Doch, sie  
wird kommen! Sie ist wundervoll!»

«Was hast du denn mit ihr zu flüstern und zu  
wispeln gehabt?» wollte Frank wissen, während  
sie durch die stille Strasse schritten.

«Ob ich sie noch einmal sehen dürfe, ob sie mirs  
erlaube», verbesserte er.

«Bist du verrückt! Das ist doch aussichtslos, ein  
Schwabenstreich!» Er lachte belustigt und ver-  
ärgert zugleich. «Nicht übel, muss ich schon sa-  
gen. Drauf wie Blücher! Du kannst doch nicht in  
Marseille bleiben! Wovon willst du leben? Hast du  
ihr etwa schon eine Jacht versprochen? Heiliger  
Bimbam — handelt der Bursch' mit einem Mädel  
an! Kaum recht trocken hinter den Ohren, kaum  
in dieser verrückten Stadt und macht sich schon  
hinter den Mädels her — du bist doch nicht so  
harmlos, wie ich zuerst gedacht habe ...»

Martin antwortete nicht. Was sollte er antwor-  
ten? Frank täuschte sich wirklich, er unterschob  
ihm Eigenschaften, die er nicht hatte. Er war doch  
schüchtern! Er hatte Angst vor Mädchen — und  
trotzdem hatte er mit Simone sprechen müssen. Er  
wusste selbst nicht, wie das gekommen war. Die  
Augen waren es! Wenn er keinen Wein getrunken  
hätte — der Wein erklärte alles. Kein Wort wäre  
am Ende über seine Lippen gekommen, aber den  
inständigen Wunsch, Simone nochmals zu sehen,  
diesen Wunsch hätte er dennoch gehabt. Ja, er war  
verrückt, es war aussichtslos. Alles Zukünftige lag  
in einem Nebel — und doch hatte er sie um ein  
Wiedersehen gebeten. Aber weiss denn die Knospe,  
die sich im Herbst bildet, ob sie im Frühling zum  
blühen kommt? Weiss der Baum, wenn er blüht,  
ob er im Herbst Früchte tragen darf? Er sah Si-  
mone vor sich, vor seinem inneren Blick: ihre

schlanke Gestalt, die grazilen Glieder, die leichten Bewegungen; er hörte ihr Lachen und ihre erstaunte Stimme; er sah ihre Haare, den Hals, die kleinen Ohrmuscheln, die feuchten Lippen, die feine Nase, den mediterranen Braunton ihrer Haut.

«Ich gebe ja zu, dass es ein Prachtsmädel ist», begann Frank von neuem, «und vielleicht bin ich nur eifersüchtig auf dich, ein peinliches Geständnis, nicht wahr?» Er lachte sarkastisch in sich hinein, aber doch ohne Neid. «Eigentlich bist du ein kecker Bursche — Martin im Glück! Bist wahrhaftig ein Glückspilz. Aber ohne Scherz, mein Junge, das ist kein Mädchen aus der Rue Bouterie! Sie kommt aus einer anständigen Familie, mir scheint es wenigstens so. Die Mutter, die hatte so etwas Aristokratisches, ja, wie eine heruntergekommene Aristokratin kam sie mir vor. Würdevoll, stolz, vornehm — und doch freundlich ohne Herablassung. Ich bin aus dieser Familie überhaupt nicht recht klug geworden! Diese feine Frau und dann der Mann — ein Saufaus! Ich glaubte eine Weile, er habe die Malaria im Leib. Gebildet ist er auch, belesen — jedenfalls ein interessanter Saufaus. Meinetwegen, ich werde dir nicht ins Konzept spucken, meine Ratschläge kannst du beherzigen oder auch nicht, ganz nach Belieben.»

## 11.

Wie schon so oft, fehlte ihrem Nachtlager die Köstlichkeit behüteter Ruhe, die Tiefe eines erlaubenden Schlafes, von den wärmenden Daunenkissen nicht zu reden! Auch der Frieden der Seele liess zu wünschen übrig. Die Morgenkälte hatte ihnen den Schlaf viel zu früh genommen; er war wie aus Flickchen zusammengesetzt. Von jähem Erwachen aufgestöbert, dann wieder im Halbschlaf dösend, in tiefe Schächte stürzend und wieder hochtreibend wie Ertrinkende, so verbrachten sie die Nacht. Steine und Holzteilchen, die sie beim Einschlafen kaum gespürt hatten, wuchsen scheinbar während des Schlafes, schmerzten im Rücken oder Gesäss, und die Erde wurde hart wie eine Zementplatte. Die Träume gar waren wie Koralleninseln, die in der Flut treiben, sich unablässig verändern und wieder versinken. Auch von Ungeziefer wurden sie gepeinigt, den summenden Mücken, den Nachtfaltern, und in der Nähe schienen Ratten oder Mäuse ihre Spiele zu treiben.

Es war noch nicht fünf Uhr, als sie schweigsam von der Corniche herkamen, wo sie in einer Neben-

strasse, hinter einem morschen Zaun und in einem Strauchdickicht auf dem nackten Erdboden geschlafen hatten. Günter Frank war missmutig und hing wieder seinen düsteren Gedanken nach. Martin anderseits war innerlich ratlos, freilich auch voll unbestimmter Erwartung, begierig nach all dem Neuen — und doch wieder ängstlich und unsicher. Ab und zu blitzte in ihm der Uebermut auf, der immer wie auf der Lauer lag; es war die Freude am neuen Tag, am Leben überhaupt. Der Schlaf, so wähnte er, war ihm kaum vergönnt gewesen, und doch hatte er viel länger geschlummert, als er selbst glaubte. Die nächtliche Begegnung mit dem Mädchen war flüchtig wie ein Traumbild und doch auch wieder wunderbar und atemnah. Ihren Namen sprach er in Gedanken liebkosend aus. Ihr Wesen und Sein schien ihm vertraut und doch wieder fern wie ein Himmelslicht. Ja, er hatte in den Morgenstunden mehrmals die verrückte Empfindung gehabt, dass er unweigerlich sterben müsste, wenn er Simone nicht noch einmal sähe! Solche Empfindungen konnten nur im Halbschlaf auftauchen und auf dem harten Erdboden. Frank hatte recht. Seine Hoffnungen waren vermessen. Er, der völlig mittellos war, ein Spielball des Zufalls... Und dort drüben, irgendwo in einem der vielen grossen und grauen Mietshäuser atmete Simone, schlief wohl noch, träumte und gehörte einer anderen, einer ihm fremden Welt an. Um fünf Uhr abends auf der Place de la Bourse! Wie anmassend und lächerlich! Niemals würde Simone ihn nochmals sehen wollen — den abgerissenen und verwahrlosten Fremdling. Doch nein, verwahrlost war er nicht! In seinen Kleidern durfte er sich noch sehen lassen; er durfte sich noch ohne Hemmungen unter die Menschen mischen. Aber ihr Kommen zu erhoffen, dies war anmassend, und doch schlummerte in ihm das erregende Wissen von ihrem Erscheinen.

Die Aussenquartiere der Stadt schliefen noch im Frühlicht, und die Häuser mit den geschlossenen Jalousien hatten das unwirkliche Aussehen von Opernkulissen. In flimmernder, kraus bewegter Bläue dehnte sich das Meer zu ihrer Rechten, als sie über die Pont de la Faussemonnaie schritten. Die Wellen zerschlugen sich weisschäumend am zerrissenen Gefels, und draussen, im Morgendunst, erblickten sie wieder das Château d'If, die sagenumwobene Festung. Sie lag, vom Meer wie von einer riesigen weissen Krause umspült, im gleisenden Morgenlicht. Und nahe bei ihr standen im Blau einige Segel, wie auf dem Wasser sich aus-



ruhende Schmetterlinge. Die Morgensonne verwandelte die alten, hässlichen Häuser, das verblichene Gelb und Grün der Läden, das Ockerbraun oder Altrosa der Fassaden, die verwaschenen Reklameschriften, die für Schnäpse, Hotels, Ford und Warenhäuser warben.

«Und jetzt, mein Junge», begann Frank unvermittelt, «wie stehts mit dir? Bist du noch verliebt bis über beide Ohren? Oder hat dich diese ungemütliche Nacht zur Vernunft gebracht?»

«Ich weiss nicht», Martin zuckte die Achseln, dann antwortete er: «Ist man wirklich unvernünftig, wenn man verliebt ist?»

«Für alle Zeiten kann ich das nicht gültig beantworten», ging Frank auf den Spass ein, «da musst du schon andere Weise konsultieren. Aber ein klinischer Zustand muss die Verliebtheit jedenfalls sein, und gewisse Funktionen des Gehirns, das habe ich mal irgendwo gelesen, sind lahmgelegt oder reduziert, also das leuchtet sogar mir ein ...»

«Warst du schon einmal verliebt?»

«Deine direkten Fragen haben es in sich», Frank lachte belustigt, «ja, ich war schon oft verliebt, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ob aber die vielgerühmte grosse Liebe oder Leidenschaft im Spiel war, das wage ich nicht zu behaupten. Vielleicht machen sich die Leute gern was vor! Und gerade dies kompliziert doch alles! Darum fallen so viele junge und gutgläubige Menschen auf die Nase. Sie bilden sich ein zu lieben und lieben nur sich selbst, in Tat und Wahrheit ist es ein Strohfeuer, ein Trick der Natur, die wahrscheinlich die sogenannte grosse Liebe gar nicht wünscht, der nur sehr heftig daran gelegen ist, dass Männlein und Weiblein schwärmen, sich möglichst bald paaren und vermehren. Das vor allem will die Natur, an der Liebe selbst liegt ihr sicher wenig. Und darum sage ich doch: du bist vielleicht nur entflammt, in deinem Alter soll das sein, aber ob auch wahrhaftig die echte Liebe dahintersteckt, das weisst du doch nicht!» Er lachte sarkastisch vor sich hin, dann fügte er hinzu: «Ich habe gestern an Leuchtkäferchen gedacht, als ich dich und das reizende Mädlein beobachtete ...»

«Leuchtkäferchen?»

«Ja, Leuchtkäferchen! Die einander im Dunkel finden. Aber Leuchtkäferchen fliegen auch in die erstbeste Flamme und verbrennen darin.»

«Das ist ein deprimierender Vergleich.»

«Freilich!» Franks Stimme hatte plötzlich wieder einen eifernden Klang. «Was ist nicht deprimierend in diesem Leben? Die Mehrzahl der Menschen sind ja nicht einmal Leuchtkäferchen — die leuchten nicht einmal, brauchen nicht zu leuchten ...»

mierend in diesem Leben? Die Mehrzahl der Menschen sind ja nicht einmal Leuchtkäferchen — die leuchten nicht einmal, brauchen nicht zu leuchten ...»

«Du siehst schwarz», unterbrach Martin den Deutschen, denn er neigte mit allen Sinnen dazu, das Leben wunderbar zu finden, und überall sah er die Kräfte wirken, die diese Wunder hervorbrachten. «Ich meine, man darf doch die Menschen (er suchte krampfhaft nach dem richtigen Wort) nicht so ohne weiteres mit Insekten vergleichen, sie zeichnen sich immerhin durch die Gabe der Vernunft aus! Der Mensch lebt doch nicht nur in der Gegenwart, er kann sich selbst erkennen, kann sogar sein Schicksal bestimmen oder wenigstens ein wenig schmieden ...»

«Kurz und gut — die alte Krone der Schöpfung!» höhnte Frank, «das willst du doch sagen! So habe ich auch einmal gesprochen. Der Mensch ist gut! Das ist eine widerliche Phrase, eine Lüge, ein blöder Buchtitel. Der Mensch ist schlecht — seine ganze Geschichte beweist es. Immer war er nur schlecht, immer versucht er nur Schlechtes zu tun ...»

«Das ist nicht wahr!» Martin war wütend. «Wenn du wenigstens sagen würdest, der Mensch sei gut *und* schlecht, er sei bestrebt, das Gute zu wollen ... Du übertreibst (er suchte verzweifelt nach Worten und ärgerte sich über seine Hilflosigkeit), du übertreibst nur um mich aufzubringen! Du möchtest mich ärgern! Das ist es.»

«Ja, am Ende ist das wahr», antwortete Frank mit veränderter Stimme, «vielleicht will ich nur meine schlechte Laune loswerden. Der Mensch ist schlecht und gut, aber eher schlecht als gut. Und deinen guten Glauben will ich dir nicht nehmen. Ich bin verbittert — das ist es. Ich gehöre zur Generation der Verbitterten. Vielleicht hast du mehr Glück? Ihr Schweizer seid ja überhaupt ein auserwähltes Volk. Aber wir wollen nicht streiten. Wozu auch! Das sollten wir jenen überlassen, die sich satt essen können, aber das ist auch so ein Widerspruch. Wenn man satt ist, kann man gut mit Gott und der Welt in Frieden leben. Die Hungerigen haben eben nur die Wahl jene aufzuschrecken, die satt sind ...»

«Ich rede nur ungeschickt», entschuldigte sich Martin; er spürte, dass sie aneinander vorbeiredeten, sich nicht verstehen wollten. «Ihr Deutschen habt es leichter — die Worte kommen schneller. Ich wollte doch nur sagen, dass der Mensch immerhin die Wahl hat, das Tier aber nicht.»

«Das ist es ja eben — Menschenkind!» fuhr Frank wieder hitzig auf. «Das meine ich doch: hat er wirklich die Wahl? Ich glaube es nicht. Er hat sie nicht, er bildet sich das bloss ein . . .»

Er stockte unvermittelt, blickt Anderegg überrascht an und schwieg. Merkwürdig, wie ihn dieser halbflügge Bursche immer wieder aus dem Busch lockte. Wo hatte denn diese Unterhaltung ihren Ausgang genommen? Würde er es überhaupt nie lernen, seine Gedanken bei sich zu behalten oder sich wenigstens zu zügeln. Und warum musste er immer gleich zur Uebertreibung greifen, sich selbst blustellen, ausfällig werden und sich wie ein Fanatiker, die er doch verabscheute, ereifern? Dieser Schweizer war in einer anderen Welt aufgewachsen, auf einer friedlichen Insel, an der kaum die Brandung nagte. Frank presste seine schmalen Lippen aufeinander, seine Augen schienen noch dunkler zu werden, dann beschleunigte er seine Schritte.

Martin blickte ihn verwundert an. Der Stimmungsumschwung war ihm sofort aufgefallen, und eigentlich hatte er jetzt keine Lust, den Faden wieder aufzugreifen und fortzuspinnen. Sonst war er immer schnell bereit zu verzwickten Diskussionen und bohrenden Gesprächen. Er liebte es, stundenlang zu disputieren, nicht um sich reden zu hören, sondern weil er wirklich nach Erkenntnis dürstete; weil er in anderen Menschen ein grösseres Wissen vermutete und es ausloten wollte. Manchmal bildete er sich sogar ein, dass man ihm entscheidende Weisheiten vorenthalte.

Wie am Vortag leuchtete der Himmel mit seinem unendlichen fernen rätselhaften Blau, das hier so viel tiefer und inniger war als in seiner Heimat. Und Martin atmete tief, spannte die Brust, freute sich kindlich an allen Dingen, die sich seinen Augen darboten. Als sie das Fort St. Nicolas umgangen hatten und sich dem alten Hafen wieder näherten, da erwachte sogar ein Frohlocken in ihm, eine allumarmende Daseinsfreude. Und er sah die Schiffe wieder im schmutzigen Wasser, die tabakbraunen, geflickten Segel, die flinken Schleppdampferchen und die schwerfälligen Lastkähne aus Oran und Murcia. Die munter springenden, funkelnden Wellen, deren kleine Kämme mit Miriaden von Diamanten besetzt schienen. Auf der anderen Seite war der Quai du Port schon belebt, der jetzt nicht mehr unter dem nächtlichen Lichterglanz erstrahlte, der verwandelt war wie eine Frau, die nachts ein verwegenes Leben führt und am Morgen als biedere Hausmutter auf dem Markt um Rappen feilscht.



Ein Schlepper tutete dumpf und pflügte sich schnaubend zwischen den ankernden Schiffen hindurch dem offenen Meer zu. Auf dem Quai des Belges rüsteten die Austerndamen ihre Verkaufsstände; blaubehoste Marseillaner schlürften vor den Bars dampfenden Kaffee; Brotburschen radelten akrobatisch über den Platz, den guten Geruch des neugebackenen Brotes wie eine unsichtbare Fahne hinter sich herziehend. Und in die Rue de la République schwankte und taumelte eine Gruppe betrunkenen Matrosen, die die Nacht zum Tage gemacht hatten und deren Heuer offenbar noch nicht ganz verjubelt war.

«Wenn wir jetzt nur das Kleingeld in unseren Taschen hätten, das diese Idioten heute Nacht versoffen und verhurt haben, dann könnten wir uns ein feudales Frühstück gestatten», sagte Frank bitter und blickte den Torkelnden nach. «Da hast du ja wieder einmal ein Beispiel, wie diese Burschen von ihrer Vernunft Gebrauch machen! Sie saufen sich randvoll, diese wackeren Schiffer — ahoi . . .»

(Fortsetzung folgt)